

# Die zwei Agrarinitiativen pflegen auch unseren Chauvinismus

Die Agrarvorlagen, über die wir am 23. September abstimmen, gehen von einer Welt aus, die funktioniert wie im Globi-Buch – oder wie in den Klischees linker Geografielehrer, **schreibt Philipp Aerni**

**A**ls ich 12 Jahre alt war, spendete ich den Geldbetrag, den ich an Weihnachten von Verwandten als Geschenk erhalten hatte einer Entwicklungshilfeorganisation, in der Hoffnung, dass diese den Schaden, den wir im Süden durch die Expansion unseres kapitalistischen Systems anrichten, wieder gut macht. Inspiriert wurde ich zu diesem Entscheid von meinem damaligen Primarschullehrer. Er war Mitglied der POCH (Progressive Partei Schweiz), einer Partei links der SP, und was er erzählte, klang sehr überzeugend.

Diese Überzeugung – zu wissen, woran die Welt krank und wie sie genesen könnte – bewegte mich Geografie zu studieren. Ich befand mich dort unter Gleichgesinnten. Die Studierenden und die Professoren prangerten den Kapitalismus als Ausbeutungssystem an und untermauerten ihre Thesen mit den damals populären Theorien des Neomarxismus und des Strukturalismus. Der Feind waren die Multis und der böse Hegemon USA. Als ich dann aber meine Diplomarbeit zum Verschuldungsproblem von Kleinbauern in Guatemala Mitte der neunziger Jahre schrieb, musste ich in meiner Feldforschung schmerzhaft feststellen, dass die Welt komplizierter ist.

Obwohl sich inzwischen in der Forschung die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass eine Kooperation mit dem Privatsektor langfristig bessere Resultate für die lokale Umwelt und Gesellschaft in Entwicklungsländern erzielt als klassische Entwicklungszusammenarbeit, verharrt die öffentliche Nachhaltigkeitsdiskussion in der Schweiz in den alten Schwarz-Weiss-Denkschemata. Die Popularität der beiden Initiativen zu «Fair Food» und «Ernährungssouveränität» bestätigt dies. Beide implizieren, dass Agrarhandel eigentlich unfair ist, ausser es handle sich um Bio- und Fair-Trade-Produkte, die von der Schweiz subventioniert und zertifiziert wurden. Darin steckt auch ein gehöriger Schuss nationaler Chauvinismus, der indirekt Wissen vor Ort entwertet; denn nur

was von uns kommt, kann nachhaltig sein. Was hingegen herkömmlich produzierende, lokale Bauern wissen, ist für die Zertifizierung irrelevant. Das führt auch dazu, dass die Fair-Trade- und Biobetriebe in Entwicklungsländern kaum einen Bezug zur lokalen Wirtschaft haben, denn produziert wird nicht für die lokale Bevölkerung, sondern für die wohlhabenden Schweizer.

Die Fair-Food-Initiative mag zwar gut klingen, doch die Widersprüche werden offensichtlich, wenn es konkret wird. Die Welt funktioniert nun einmal nicht so, wie sie im Globi-Buch – und allzu oft auch im Geografieunterricht – beschrieben wird. Die Kleinbäuerin in Afrika als stolze Ernährerin der Welt, die ihre traditionellen Praktiken mit Biolandbaumethoden verbessert und sich dadurch die schädliche Agroindustrie vom Leibe hält, ist zu einer Projektion des Westens geworden. Sie stammt aus der Wohlwerbung von Detailhändlern und Hilfsorganisationen. Tatsache ist, dass die meis-

ten Kleinbäuerinnen Afrikas nicht in den kapitalintensiven und gut erschlossenen Biobetrieben zu finden sind, sondern auf einem entfernten Kleinstbetrieb ein prekäres Dasein führen. Sie schaffen es trotz harter Arbeit kaum ihre eigenen Kinder zu ernähren, geschweige denn, die Nachfrage in den wachsenden Städten zu befriedigen; denn das Problem ist nicht der Markt, sondern der Mangel an Marktintegration. Ihre Arbeit auf dem Land empfinden Kleinbauernfamilien daher keineswegs als einen freigestellten Lebensstil, sondern als hartes Schicksal. Sie mögen zwar dankbar die agrarökologischen Methoden von westlichen NGOs übernehmen, doch langfristig ändert dies nichts an der Tatsache, dass ihre Kinder keine Zukunft auf dem zu kleinen Hof haben. Die Präsenz eines ausländischen Multis sehen sie daher wohl eher als Chance, insbesondere, wenn er sich an die Nachhaltigkeitsstandards der Branche hält, wichtige lokale Jobs schafft und wertvolles Know-how für eine kommerzielle Landwirtschaft bringt.

Die zweite ebenso populäre Agrarvorlage zur «Ernährungssouveränität» operiert ebenso mit einem Wunschbild – dem einer autarken Landwirtschaft. Ein hochvernetztes und innovatives Land wie die Schweiz lässt sich aber nicht einfach zurück ins Mittelalter katapultieren, als die Autarkie des Feudalgutes noch im Zentrum stand.

Aber wer interessiert sich wirklich dafür, was «Fair Food» oder «Ernährungssouveränität» im konkreten Kontext bedeutet? Es handelt sich hier eher um rhetorische Hülsen, die dem Wähler, Spender oder Konsumenten signalisieren sollen, dass dahinter gute Absichten stehen. Die hatte ich damals auch als 12-Jähriger. Die Weihnachtsgeschichte des besorgten Teenagers gäbe noch heute eine gute Story in der «Schweizer Familie» oder der «Schweizer Illustrierten» her. Ja, sie könnte dem Jüngling später gar den Einstieg in die Politik ebnen; denn wer kann schon gegen Jungpolitiker sein, die noch Herz und Idealismus haben?

## Philipp Aerni



Philipp Aerni, 48, ist Direktor des Zentrums für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit (CCRS) an der Universität Zürich. Zuvor arbeitete der promovierte Agrarökonom bei der Uno-Welternährungsorganisation in Rom und half unter anderem mit, das African Technology Development Forum zu gründen.